

Madame Faustine's Diamanten

Nach dem Englischen von Wilhelmine v. Rosenfeld-Kollar.

Im Empfangszimmer eines kleinen Hauses in Regattal saßen zwei hübsche Damen in eifrigen Gespräch vertieft.

Die Ältere der beiden, Frau Fetherston, war bemüht, ihre jüngere Gesährtin mit eindringlichen Worten zum Kaufe eines Diamant-Halsbandes zu bewegen.

„Und das sollen falsche Edelsteine sein?“ rief Clara.

„Ja, ich biete dir diesen herrlichen Schmuck, der 20 Pfund werth ist, für nur 15 Pfund.“

„Ich habe ihn nicht gekauft, das wäre mir, die ich mit mein Geld so schwer verdienen, nicht möglich gewesen.“

Eine meiner Kunden, welche nicht im Stande war, mir die ganze Summe, die sie mir schuldet, zu zahlen, bot mir statt des Geldes dies Halsband. Ich ließ ihr in meiner Gümmlichkeit 20 Pfund ihrer Schuld nach und nahm statt des Restes diese Steine; nun aber in Verlegenheit um 15, kam ich zu dir. Mein Geschäft rentirt sich nicht. Ich habe ungeheure Ausgaben, und du glaubst nicht, wie schwer es ist, seine Bezahlung zu bekommen.“

„Es thut mir leid um dich,“ gurrte Clara, mit dem Halsband liebäugelnd, „und ich denke wahrhaftig — das heißt, ich will trachten, das Geld zusammenzubringen.“

„Danke dir — die Sache ist also abgemacht,“ erwiderte die ihrem Kunden unter dem Namen Madame Faustine bekannte Frau Fetherston.

„Du brauchst mir das Geld nicht gleich zu geben, sondern kannst es mir morgen schicken; doch,“ fuhr sie in zaghaftem Tone fort, „ich will dich um etwas bitten: ich überlasse dir das Halsband um seinen halben Werth, möchte aber, wenn mein Geschäft sich wieder hebt, den Schmuck gerne zurückkaufen, wenn auch um den Betrag von 20 Pfund.“

Frau Fetherston runzelte wohl ein wenig die Stirn, erwiderte aber in der Ueberrzeugung, die erwähnte Hebung des Geschäftes werde wohl nie eintreten: „Gewiß, liebe Gusti.“

„Am besten wäre es, du gäbest mir diese Zusage schriftlich,“ meinte Frau Fetherston.

Frau Fetherston trat zu ihrem Schreibtisch, bot aber mit den Worten: „Schreibe du selbst das Memorandum!“ der Freundin die Feder.

Frau Fetherston schrieb mit fester Hand einige Worte auf ein Blättchen, welche Clara mit dem Bemerkten unterzeichnete: „Ich wollte, ich könnte dir das Geld gleich geben, aber ich muß erst Jim darum bitten.“

„Ach,“ bat Auguste ängstlich, „wenn du Herrn Forrest unseren Handel mittheilst, so sage nicht von der kleinen Note, die du mir ausgestellt hast.“

Clara versprach, Augusten's Wunsch zu erfüllen; in den Grund ihres Herzens aber schlichen sich Bedenken über diese von der Freundin verlangte Hebung, die von ihr unterzeichneten Bescheinigung und ein Borgesäß, daß aus der Sache Unannehmlichkeiten entstehen könnten.

Frau Fetherston hingegen, welche sich mit einem herzlichen Kuß verabschiedete, schien ganz unbedorgt zu sein.

Frau Forrest, nun sich selbst überlassen, suchte die in ihrem Innern sich regenden Vorwürfe über die begangene Unklugheit durch die Vorstellung zu beschwichtigen, wie herrlich die Diamanten ihren hübschen Nacken leuchten würden.

„Daß dies falsche Diamanten sind, möchte wohl Niemand glauben,“ dachte sie bei sich selbst. „Auguste aber hat dabei auch ein ganz gutes Geschäft gemacht, schließlich wird sie mir zum Dank mein nächstes Gesellschaftsfest ungehindert machen.“

Da die Forrest's sich keiner glänzenden Vermögensverhältnisse erfreuten, so war Clara oft gezwungen, das ganze Aufgebot ihres Erfindungsgeistes anzuwenden, um einen gewissen Anschein von Wohlhabenheit zu bewahren, ohne in pecuniäre Bedrängniß zu geraten, was hierdurch aber auch zu betrüben Berechnungen veranlaßt.

Abends theilte sie ihrem Gatten den geschlossenen Handel mit, worauf er ihr nach einem Bedenken die drei fünf Pfund-Roten einhändigte, welche sie Frau Fetherston gewissenhaft zuzugabte.

Eine Woche darauf legte Madame Faustine das Verzeichniß ihrer Schulden dem Falltengerichte vor. Dieselben beliefen sich auf einige tausend Pfund, wöhrend der Rest ihres Besitzes nur aus dem Kapital bestand, welches in ihrem in der Manillastraße befindlichen Geschäft lag, und aus einigen hundert Gulden, welche ihre Kunden ihr schuldeten. Gläubigerweise zeigten sich ihre Gläubiger zu einem Ausgange geneigt und gaben sich mit der Zahlung eines halben Kronenthalers per Pfund zufrieden.

„Wie schlecht mag es doch mit der armen Gusti stehen,“ bemerkte Frau Forrest zu ihrem Gatten, „daß sie gezwungen war, solch ein werthloses Halsband zu verkaufen.“

„Gewiß steht es schlecht mit ihr,“ murmelte Herr Forrest, „doch es geht nicht ihr allein so. Ach Clara, mein Kind, ich muß es dir nur sagen, auch dein armer Jim ist im Augenblick in größter Bedrängniß um ein paar hundert Pfund und muß, wenn die Verhältnisse sich nicht bald bessern, die Karten hinwerfen und

sich aus dem Staube machen, da Londons Luft für ihn bald zu schwül werden dürfte.“

„Jim,“ rief Clara, sich mit einem Ausdruck der Verzweiflung im Zimmer umsehend, „du — du meinst doch nicht, daß wir unser hübsches Haus und all unsere hübschen Sachen aufgeben sollen?“

„Ja, das meine ich.“

Herr Forrest galt allgemein für einen geschickten Mann, doch fehlte ihm bei seinen geschäftlichen Unternehmungen die nöthige Vorsicht, wodurch er oft in Unannehmlichkeiten gerieth; er gab aber die Hoffnung, „emporzukommen“, nicht auf und war seiner Meinung nach immer gerade im Begriff, den richtigen Schritt zu thun, der zu einem sündlichen Vermögen führen sollte. Diesen Augenblick war er fest davon überzeugt, daß der Besitz einiger tausend Pfund ihn nicht nur aus seiner finanziellen Klemme befreien würde, sondern es erlösen ihm dieser Betrag auch als der Kern, um den sich Tausende und abermals Tausende ansehen müßten, und dann, wählte er, wäre der Höhepunkt seiner geschäftlichen Laufbahn erreicht und er für immer von den Wirrwirren des Geldmarktes erlöst.

Um nicht durch Kundgebung ihres eigenen Kummer die Sorgen ihres Mannes zu vermehren, zog sich Frau Forrest aus ihr Zimmer zurück und begann, nachdem sie sich „ausgeweiht“ hatte, ihre Garderobe zu mustern, eine Beschäftigung, die stets beruhigend auf ihre Nerven wirkte.

Sie war zu Lady Eglantine geladen, in deren vornehmem Kreise so schön als möglich auszugehen, ihr sehr wichtig erscheinend, und sie freute sich ungemein auf das Aussehen, welches ihr Halsband hervorzurufen würde.

Um zu prüfen, wie herrlich sich die glühenden Steine an ihrem weißen Nacken ausnehmen würden, schob sie den Kragen ihres Kleides zurück, legte den Schmuck um ihr Hals und bog diesen bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, um den Lichteffect der Diamanten zur vollen Geltung zu bringen.

Als sie aber das Schmuck wieder ablegen wollte, ließ sich die Schließe nicht öffnen, und bei ihren wiederholten Versuchen, dies doch zumege zu bringen, löste dieselbe von der einen Seite der Niviere los und blieb an anderen Ende hängen.

Da die Sache sogleich wieder in Ordnung gebracht werden mußte, sie aber nicht ausgehen konnte, da sie ihren „Empfangstag“ hatte, so übergab sie ihrem Gemahl, der eben im Begriff war, zur Stadt zu gehen, den Schmuck mit der Bitte, denselben im Vorhausegen zum Juwelier zu geben und später wieder abzuholen, welchen Auftrag Jim als gehorsamer Gatte, wenn auch mit einigem Murren, auszuführen versprach.

III.

Als Jim spät Abends heimkehrte, erriet Frau Forrest aus dem freudigen Ausdruck seiner Züge und dem Leuchten seiner Augen, daß irgend ein günstiger Vorfall in seinen Geschäftskreisläufen stattgefunden habe.

„Nun,“ fragte sie, „ist dir in der Stadt Alles nach Wunsch gegangen? Du siehst aus, als ob du endlich am Ziele wärest.“

„Du hast es so ziemlich errathen,“ erwiderte Jim mit eigenbühmlichen Lächeln. „Ich habe wirklich einen Glücksfall gehabt, welcher meine Finanzen aufhellen kann.“

Frau Forrest war über diese Mittheilung so sehr erfreut, daß sie im Augenblick vergaß, nach ihrem Halsbande zu fragen, und erst am anderen Morgen bet, daselbe mitzubringen.

Er versprach ihren Wunsch zu erfüllen und hielt Wort; am selben Abend besam Clara ihr Halsband zurück, und zwar in so vorzüglicher Weise hergestellt, daß Niemand vermuthet haben würde, es sei gedrohen gewesen.

Sie trug die Niviere bei Lady Eglantine's Gesellschaft, sowie bei vielen anderen Gelegenheiten, und dieselbe erregte so viel Bewunderung und Reid, als sie erwarnt hatte.

In James Forrest's Verhältnissen war unterdessen eine glückliche Wendung eingetreten, sein Stern fing an, sich zu heben, und der so lange gehoffte Tag des „zum Ziel Kommens“ schien endlich zu dämmern.

Auch für Madame Faustine waren bessere Tage gekommen; sie hatte sich aus ihrer Bedrängniß emporgearbeitet und ließ ihre geschäftliche Flügge mit bestem Erfolg in der Manilla Straße wehen.

Gegen Schluß des Jahres war ihr Geschäft wieder in voller Blüthe, und noch der Weihnacht brachte sie die von Clara unterzeichnete Note, übergab der Freundin 20 Pfund und erhielt die Niviere zurück, welche so viele Monate hindurch Clara's Stolz und Freude gewesen war.

„Und du hast dein Versprechen gehalten, und Herrn Forrest hiervon nichts gesagt?“ fragte Frau Fetherston, das Memorandum in's Feuer schleudernd.

„Ich habe ihn nie etwas davon gesagt, und er wird sich wundern, daß ich das Halsband zurückgekauft habe.“

„Nun magst du ihm Alles sagen,“ erwiderte die Andere lächelnd, „ich werde dir für die mir erwiesene Gefälligkeit ewig dankbar sein.“

Aber einige Stunden später, nachdem Madame Faustine bei einem der besonnensten Juweliere in Bondstreet gewesen war, malte sich in ihren Zügen furchtbare Bestürzung.

Sie erkannte, daß die Niviere enthaltene Leberthran mit sich nehmend, aus dem Leben, sprang in einen Einspänner und besah dem Kutscher, so schnell als möglich zu Frau Forrest's Haus zu fahren.

Diese sah, zum Dinner getelddet, allein; ihr Gatte war in der Stadt auf-

gehalten worden, weshalb das Dinner um eine Stunde verschoben werden mußte.

„Ist etwas vorgefallen?“ fragte sie, als ihre Freundin gleich einem Wirbelwind in's Zimmer stürzte.

„Ja, Clara, das ist vorgefallen, daß du, — du, welche vorgab, meine Freundin zu sein, mich grausam verrathen — betrogen — betrogen hast.“

„Auguste!“

„Mein Halsband! Wo ist mein Halsband, das ich dir anvertraute?“

„Aber Auguste, bist du toll? Du hast vor einer Stunde das Halsband von mir zurückgehalten.“

„Das Ding da,“ dabei lachte sie hysterisch und öffnete mit zitternder Hand das Kästchen, „ja, sieh es nur an, es ist ein arbeitsames Ding, aus falschen Edelsteinen.“

„Falsche Edelsteine? Nun natürlich sind es falsche Steine,“ erwiderte die erstaunte kleine Frau, die glühenden Steine mit weit geöffneten Augen anstarrend.

„Das Halsband, das ich dir verkaufte, war dreitausend Pfund, und dieser Plunder ist kaum zehn Pfund werth.“

Diese mit Wuth ausgeflossene Beschuldigung, bestärkte Frau Forrest in der Vermuthung, daß ihre Freundin plötzlich wahnsinnig geworden sei; selbst ganz verwirrt vor Angst, näherte sie sich unmerklich dem Glockenzeug, während sie sich bemühte, die Wahnsinnige durch ausweichende Bemerkungen zu beruhigen, als zu ihrer Erleichterung ihr Mann eintrat.

Wohl erjähnte Jim Forrest, als er seine bleiche Gattin vor den wirren und bitteren Worten der schönen Frau erblickte, im ersten Augenblicke die Sachlage unverständlich, einige von Madame Faustine hingeworfene lebensgefährliche Aeußerungen klärten ihn jedoch bald auf.

„Wie kunstvoll mir des Reges Fäden liegen, Wenn wir versuchen wollen, zu betrogen!“

sprach er, sich zu Madame Faustine wendend, und fuhr, nachdem diese ihm ihre Angelegenheit vorgetragen hatte, fort: „Lassen Sie nun mich die Sache erzählen, liebe Frau Fetherston; vor einigen Monaten theilte meine Frau mir mit, daß sie von Ihnen ein Halsband um den Preis von fünfzehn Pfund gekauft habe, ohne mir aber mitzutheilen (sagte er lächelnd hinzu), daß sie einen Vertrag mit Ihnen geschlossen habe, Ihnen daselbe zurückzulassen.“

Einige Tage darauf brach meine Frau die Schließe des Schmuckes und hat mich, dieselbe repariren zu lassen. Der Juwelier, dem ich das Halsband übergab, bewunderte daselbe höchlich und stellte mir für daselbe einen Empfangsschein aus; hierüber erkaunt, frag ich ihn um den Werth des Schmuckes, den er auf 3000 Pfund angab. Erst erschrack ich mich ungläublich, dann aber entsann ich mich, daß die Dame, welche es verkaufte, damals an dem Punkte war, Bankrott zu machen und errieth, daß besagte Dame, indem sie meine arme kleine Frau täuschte, dieselbe in den Betrag verwickelte — bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Nach einigem Ueberlegen fand ich mich zu begründeten Ansprüchen auf das mit meinem Gelde gekaufte Halsband berechtigt. Ich kaufte ein anderes Halsband — diesmal wirklich aus falschen Steinen — und verkaufte das andere.“

„Erlendet!“ brauste Frau Fetherston auf.

„Ich verkaufte es,“ fuhr Herr Forrest ruhig fort, „für 2000 Pfund und wandte mit dieser Summe nicht nur die Besserung meiner Vermögensverhältnisse ab, sondern verpöbelte, verbrachte, verweilte die 2000 Pfund.“

„Ja, Frau Fetherston, Dank der von Ihnen ausgeführten Täuschung ist James Forrest jetzt ein gemachter Mann, er ist aber weder ein undankbarer noch ein unreblicher Mann.“

Was Ihnen gehört, soll wieder Ihr Eigentum werden, und zwar je nach Ihrem Wunsch, die Diamanten oder deren Geldwerth.“

„Das Geld — das Geld!“ leuchtete die Wittve, nach den Diamanten verlangend es sich nimmermehr.

„Sie ziehen vermuthlich falsche Edelsteine den echten vor — wie ich falsche Edelsteine,“ fuhr Herr Forrest fort, „ich bitte Sie daher, nebst einer von mir ausgestellten Anweisung auf zweitausend Pfund, das Halsband von mir anzunehmen, als Andenken an den Dienst, welche meine Frau Ihnen und welchen Sie, ohne es zu wissen, uns erwiesen haben. Erlauben Sie aber einem in Geschäftssachen nicht unerfahrenen Manne, Sie zuvor zu warnen — selbst Ihren besten Freunden — echte Diamanten als unechte zu verkaufen.“

„Einer, der um weniger Gehalt die- tet.“

Seit der Befehung von Bosnien durch die Oesterreicher hat sich dort die Cultur in überraschender Weise ausgedehnet. Naturgemäß äußert sich diese zum Theil auf recht absonderliche Art, wofür uns unser Gewährsmann folgendes buchstäblich wahre Beispiel mittheilt:

Um die Eingeborenen für sich zu gewinnen, haben die Oesterreicher denelben — so schreibt er uns — überall, wo es nur irgend anging, Stellen in der Verwaltung u. s. w. übertragen, häufig nach dem Namen nach gegen ein für jenes Land anscheinliches Gehalt, während die eigentliche Arbeit von einem österreichischen Beamten ausgeführt wird. So ist unter Anderen in Serajewo, der Hauptstadt Bosniens, ein Bosniater mit besten Geschäften eines österreichischer Sekretär führt. Der biedere Eingeborene ist ein flatterlicher Herr; er ertrug nicht einer lebenslustigen Frau, welche mit

ihm alle Bälle und Vergnügungen besucht, und empfängt das für seine Be- rufse recht große Gehalt von dreißig Gulden monatlich.

Als ihm, nachdem er mit seiner neuen Würde bekleidet war, päpstlich am ersten des Monats das Gehalt ausgezahlt wurde, glaubte er zuerst, das Geld sei falsch, da man von der Türkenzeit her daran gewöhnt war, erst nach Jahren etwas zu erhalten. Allmählich legte sich sein Mißtrauen, und er strich allmonatlich seine dreißig Gulden mit Vergnügen ein. So verfloß etwa zwei Jahre. Da hat er eines Tages den Zahlmeister, als dieser ihm wieder sein Gehalt ausgeben wollte: „Herr gib mir fortan nur fünfzehn Gulden!“

„Was?“ erwiderte jener seinen Ohren nicht traugend. „Um mehr bin ich wohl schon gebeten worden, aber noch nie um weniger.“

Der Mann blieb aber bei seiner Bitte; er wollte gar nicht einsehen, daß ihm sein Wunsch nicht erfüllt werden könne, und als man ihn schließlich nach dem Grunde seines seltsamen Verhaltens befragte, erklärte er: „Meine Frau will zu jeder Gesellschaft ein neues Kleid haben, und das kostet gerade dreißig Gulden. Nun nimmt mir die Frau immer gleich die ganze runde Summe weg und kauft sich dafür sofort ein Kleid, und ich behalte nichts für mich. Da habe ich gedacht, wenn ich nur noch fünfzehn Gulden bekomme, so kann meine Frau dafür doch nicht gleich ein Kleid kaufen, dann muß sie warten, und muß sparen und wird auch mit einem Theil des Einkommens zufrieden sein; so komme ich dann auch zu meinem Recht.“

Bei aller Achtung vor diesen psychologischen Erwägungen des Biedermanns konnte der Caffeebeamte doch zu einer eigenmächtigen Verführung der festgesetzten Forderung nicht die Hand bieten. Und so zog der gute Bosnier nachdenklich und kopfschüttelnd mit seinen dreißig Gulden nach Hause.

IV.

Tod durch Lustdurst.

Am Nachmittage des 18. Octobers 1813 verteidigten die Franzosen das Dorf Proßhaida, den Schlüssel ihrer Stellung, mit großer Tapferkeit gegen die anrückenden Preußen. Die Division des Generals Biel (2., 4. und 18. französisches Linienregiment) wurde dabei auf den vierten Theil reduziert, Marschall Victor sollte jedoch dem General die schmerzhaftesten Lobspüche über den heldenmüthigen Widerstand, da schlug eine preussische Kugel in der Nähe des Marschalls auf die Erde, ging beim Abprallen über den Kopf des Marschalls weg. Der General ließ einen Schrei aus, fuhr mit der rechten Hand an die Stirn und fiel vom Pferde. Der Kaiser, der sofort Biel's Tod erfuhr, schickte auf der Stelle den Generalmajor Baron Barry zur Untersuchung des Leichnams nach Proßhaida; da derselbe aber nirgends eine sichtbare Verletzung finden konnte, so erklärte er ihn nur für scheinbar, doch kam der General nicht wieder zum Leben, sondern blieb todt.

Dasselbe Schicksal ward am 16. October 1813 dem jungen österreichischen Grafen Alberti auf dem Solmberge bei Lieberwolkwitz zu Theil, als er einem der Generale einen Befehl überbrachte. — Dem russischen General Rantseff ging am 18. October eine Kanonenkugel durch den Leib, daß der Brand in den Eingeweiden entzündet, wovon er noch an demselben Tage starb. — Aus dem letzten deutlich - französischer Kriege erzählt August Gize in seinem sehr lebenswerthen „Kriegstageduch eines einjährig-freiwilligen Ulanen“ (Ratenow, Wabensien) einen Fall, der nicht sofort tödtlich verlief. Ein Ulanenrittermeister fand plötzlich bewußtlos vor dem Pferde, als eine Granate dicht vor seinem Kopfe vorbeisaupte. Aus diesem besinnungslosen Zustande wachte er am folgenden Tage, fiel aber bald in die Betäubung zurück. Sein Tod trat drei Jahre nach dem Kriege ein, aber bis dahin hatte er eine plötzlich auftretende Aufregung und Unruhe des Geistes nicht verloren.

Bei der Wahrfagerin.

Wenn ich Ihnen die Geheimnisse Ihrer Vergangenheit und Zukunft enthüllen soll, haben Sie fünf Mark zu zahlen, mein Herr.“

Hier sind sie. Und damit ich an die Enthüllungen meiner Zukunft glauben kann, erzählen Sie mir etwas aus meiner Vergangenheit.“

Nichts leichter als das. Sie sind in Ihrer Ehe unglücklich gewesen.“

„Ich war nie verheiratet.“

„Im. Sie haben von falschen Freunden zu leiden gehabt.“

„Meine Freunde sind erprobt.“

„Im. Man kann sich irren. Sie sind ein Vielgereister.“

Mein weiterer Ausfluß hat sich zum nächsten Dorf erstreckt.“

„Et, da muß ich doch Ihre Hand genauer ansehen. So — gleich kann ich besser darin lesen. Nun hab ich's. Sie haben einen Gelbberuf erlitten.“

„Ganz recht; die fünf Mark, die Sie mir eben abgenommen haben.“

V.

Aus Delavigne's Leben.

In seinem 22. Jahre hatte Delavigne seine „Sicilianische Vesper“ beim Theatre francais eingereicht. Die Vorlesung des Stückes wurde gestattet; aber welche schmerzliche Enttäuschung für den hoffnungstrunknen Dichter. Man plauderte, lachte und sang, während er las. Die effectreichsten Stellen gingen unbenutzt vorüber, die erschütterndsten Momente, die kräftigsten Verse verloren sich in dem allgemeinen Gharivari. Der arme Autor schloß und schwebte — Alles vergebens, Niemand achtete auf ihn. Ein

so junger Autor, wie hätte sein Stück gut sein können? Als man sich müde gelacht hatte, schlief man ein. Natürlich ward die „Sicilianische Vesper“, als der ersten Bühne Frankreichs unwürdig, schände zurückgewiesen.

Der junge Dichter, zwar etwas niedergedrückt, aber keineswegs entmutigt, brach, auf seinem Zimmer angekommen, in helles Gelächter aus. „Gut, meine Herren Schauspieler!“ rief er, „Ihr habt gelungen und gelacht, während ich auf der Folter lag! — Jedem sein Theil! Ich habe Euch heute studirt und höchst ergötzlich gefunden; jezt werde ich mich auf Eure Kosten lustig machen, rechnet darauf!“ Und Delavigne entwarf sein Lustspiel „Die Schauspieler“, welches die Annahmungen, die Ueberschneidungen und Schwächen des Theatervollstehens in ergötzlicher Weise geißelte, und im Jahre 1819 auf derselben Bühne gegeben wurde, welche die „Sicilianische Vesper“ so schände zurückgewiesen hatte.

Welches ist die „stärkste“ Seite des „schwachen“ Geschlechts.

Das ist eine Preisfrage die der „Splitter“ aufgeworfen hat. Henriette Baronesse Schneider sagt: „Die stärkste Seite des schwachen Geschlechts ist — die Junge.“ Demgegenüber meint Gabriele Dpl: „Die stärkste Seite des schwachen Geschlechts ist das „ewig Weibliche“ — die durch Anmuth bedingte Anziehungskraft, denn diese fesselt das starke Geschlecht und schlägt es in oft unidliche Bande.“ Zwischen beide vermittelnd stellt sich Josephine Kirchner: „Die stärkste Seite der Frauen ist die Koketterie.“ — Ungleich anders als die Frauen denken die Herren der Schöpfung über die starke Seite des schwachen Geschlechts. Ferdinand v. Franzel meint sehr treffend: „Die stärkste Seite des schwachen Geschlechts ist die — Schwäche des Mannes.“ In demselben Sinne äußert sich Mar Lange: „Die stärkste Seite des schwachen Geschlechts ist die Kunst, ihre schwächste Seite dem stärksten zu verbergen.“ Sehr galant meint Karl Harlaub, daß die stärkste Seite des schwachen Geschlechts die linke sei, denn an derselben schreibt der Mann. Schlagend äußert sich Ferdinand Brunner: „Die stärkste Seite des schwachen Geschlechts ist die — Ohnmacht!“ Patschau meint:

„Travenlist vermag viel, noch mehr als ihr freudliches Schauen, Aber am wirksamsten sind Thranen im Aug' schöner Frau'n.“

Mad nun noch die preisgekroente Antwort: „Die stärkste Seite des schwachen Geschlechts ist die — Augenfeite.“

Deutlich.

„Sagen Sie mal, der Zug geht doch nach Straßburg?“ fragt am Schalter ein Passagier den Cassirer. Auf dessen Bejahung wünscht er weiter zu wissen, ob der Zug einen direkten Wagen mitfahrre und wie lange noch Zeit bis zur Abfahrt sei. Nachdem der gebulbige Cassirer diese und noch weitere Fragen beantwortet, fällt der Blick des Reisenden auf die Höhenmarke, und wifbegierig wie er ist, fragt er, was denn diese Zahl eigentlich bedeute. „Die hat lediglich den Zweck“, entgegnet der Cassirer, „denn die Reisenden gar nichts mehr zu fragen wissen, sie doch noch fragen können, wozu die se da ist!“

Sein normaler Zustand.

„Angelagter, waren Sie denn bei der Verübung der That in normal geistigem Zustande?“

„Jawohl, Herr Gerichtshof, vollständig normal!“

„Sie werden aber dann von den Zeugen zu hören bekommen, daß Sie zum mindesten an getrunken gewesen sein sollen!“

„Ja, det is eben bei mich der normale Zustand!“

Der Gericht.

„Angelagter, waren Sie berauscht?“

„Ach, Herr Gerichtshof, ich hatte so viel getrunken, daß ich nicht mehr unterscheiden konnte, ob ich berauscht war oder nicht!“

Unbenutzte Charakterisirung.

„Was machen denn eigentlich Ihre vier Söhne?“

„Der Jüngste studirt noch, der Zweite practicirt an einer Bank, der Dritte ist Cassirer, und der Vierte ist schon in Amerika!“

zu viel verlangt.

Einheimischer: „Nun, wie gefällig ist Ihnen in unserem Theater?“

Fremder: „Ganz gut... wenn man sich nur auch a diesel se hen kömmt auf dem se h l a p!“

Entweder — oder.

Inspicirender Offizier (vor der Front, zu einem Soldaten mit Bart an's u g): „Entweder hat der Soldat einen Bart und dann läßt er ihn stehen, oder er hat keinen und dann macht er ihn weg — verstanden!“

Glücklich.

„Und was wurde aus Deiner schönen, lebenswürdigen Lies, Deiner ersten Liebe?“

„Sie ist jezt glücklich verheiratet!“

„Und wie geht's Dir?“

„Ich bin noch glücklich u n verheiratet!“

Doppelstinnig.

„Haben Sie schon gehört, Baron Winburg hat Pferde und Wagen plözlich verkauft?“

„Aha, nun begreife ich; er sah schon lange recht abgepannt aus.“

Das beste Mittel.

„Du scheinst ja mit Deiner Schwiegermutter in ganz gutem Einvernehmen zu leben, denn als Du jüngst krank warst, sah ich sie wiederholt an Deinem Bette sitzen.“

„O, das war nur, weil mir der Arzt — sch w i e n vorordnet hatte!“

Galant.

Dame: „Wie hat Ihnen mein Gedicht gefallen?“

Redakteur: „O, es ist sehr nett — es hat g a n d e n und f ü h g e n!“

Ja so!

„Ich sage Ihnen, wenn wir unseren Vorstand nicht hätten, würden wir im Bureau den ganzen Tag schlafen — aber der weckt uns immer wieder auf!“

„So? Na, dann muß er wohl ein recht fleißiger und dienstfertiger Mann sein?“

„Ach, gar keine Spur! Er schnarcht nur so furchterlich!“

Veruhigung.

Dame (zu einem Baron): „Ihr Junge da wirkt fortwährend mit Kapseln nach den Leuten, und Ihr duldet es?“

Vater: „Waram denn net — heuer haben wir ja g'nug!“

Schlau.

Tante (zu ihrem Neffen): „So, Paul, hier hast Du zwei Tafeln Chocolate — eines für Dich und eines für Dein Schwefelchen!“

Der kleine Paul: „Ja, wie werde ich denn die beiden Tafeln auseinander kennen? Ach, ich weiß schon, ich beiß' ein Stück von ihrem ab!“

Der der Universität.

„Können Sie mir nicht sagen, was die Uhr ist?“

„Bedauere; bin selber Student.“

Seine Auffassung.

Frühchen (in der Zeitung lesend): „Dampfdruckmaschine — Du, Papa, muß das a aber weh thun!“

Wahrscheinlich.

Wirth: „Sogar in meinem Weinkeller habe ich Ratten.“

Gast: „Werden also Wasserratten sein.“

Beim Wort genommen.

„... Sie glauben gar nicht, Herr Lieutenant, was für ein Engel an Gebäud man sein muß, um den von den Schwiegerhöfen verursachten Aerger hinunter zu würgen!“

„Aha, verstehe, meine Gnädige — Würge-Engel!“

Amüßlich.

Gnädige Frau (zum Hausmädchen): „Helene, ich kann heute nicht aufstehen, ich habe entsetzlich Kopfschmerzen.“

Hausmädchen (mitleidig): „Daß Ihnen auch der dumme Kopf so oft weh thun muß!“

Aus der Kinderstube.

Martha (sechs Jahre alt, zu ihrem neunjährigen Bruder Robert): „Weißt Du schon, Robert, der Wächters obede hat der Storch drei junge Hunde gebracht!“

Robert: „Sprich nicht solchen Unsinn, Martha, der Storch bringt nur K i n d e r e r, Hunde werden geboren!“

Kolossaler Fortschritt.

Der Sohn der Wimmer - Bäuerin studirt schon fünf Jahre. Auf die Frage, wie es ihrem Sohn geht, sagt sie: „Ja gut — er ist schon so weit, daß er Augen- glas'n tragen darf!“

Immer im Verri.

Die Frau Telegraphenassistent (nach einer längeren Gardinenpredigt): „Du grunblühlicher Mann, was sagst Du nun?“

„Hättest Du die Rede nach Potsdam telegraphirt, hätte sie gerade 213 Mark 40 Pfg. gekostet.“